

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 136

Posen, den 16. Juni 1929

3. Jahrg

## Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Kraß.

(33. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er verbeugte sich, deutete auf den Stuhl neben seinem Schreibtisch. „Guten Tag, gnädige Frau. Wollen Sie Platz nehmen —? Und womit kann ich dienen —?“ Es klang ungezwungen, höflich, artig. Wie ein Arzt seine Besuche empfängt.

Sie schien sich über den Empfang auch nicht zu wundern. Mächtig keinen Versuch, sich durch alltägliche Redensarten aus der Verlegenheit zu helfen, sondern nahm Platz und sagte mit etwas unsicherer, schwankender Stimme: „Danke, Herr Doktor, verzeihen Sie nur, wenn ich störe.“

„Bitte sehr, Sie stören nicht. Ich hab' ja meine Sprechstunde —“ Er saß im Schatten, warf ihr einen prüfenden Blick zu. Ja, sie hatte sich verändert. Ihr Gesicht oder der Ausdruck in ihrem Gesicht. Diese Blässe. Das unmerkliche Zucken um die Mundwinkel. Wie in heimlichem, unterdrücktem Weh. Und die großen, feuchten Augen unter geröteten Lidern. Das kam nicht vom Lachen . . .

Sie hielt ihre Tasche, drehte sie wie verlegen in den Händen, senkte die Wimpern. „Es ist so lange her — daß wir uns gesehen haben — nicht wahr —? Mich haben Sie wohl nicht erwartet —?“

„Nein, wenn ich offen sein soll —“

„Ich weiß,“ fuhr sie fort, ohne den Blick zu erheben, „Sie müssen sich wundern. — Und ich komme trotzdem zu Ihnen — komme sogar mit einer Bitte — einer großen Bitte —“

Er saß ruhig da und wartete, bis sie fortfuhr: „Es handelt sich nämlich um die Arbeit meines Mannes — ich meine um sein Buch — ich weiß allerdings nicht, ob sie es gelesen haben —?“

Er wurde aufmerksam, lebendig, rief unwillkürlich: „Aber natürlich hab ich's gelesen — sofort — gleich am ersten Tag. — Ich wollte ihm auch schreiben, aber immer kam etwas dazwischen, bis es zu spät war. — Wie das so geht . . .“

„Oh, das macht ja nichts. — Und was halten Sie davon —?“

„Von dem Gedanken —? Von solchen Anstalten —? Es wäre eine Wohltat. Ein Segen geradezu. Und Ihr Herr Gemahl der rechte Mann an der Spitze —!“

„Glauben Sie —?“ Und ein warmes Gefühl überran sie. Ein Gefühl stiller Freude über diese offene Anerkennung. Müßte sie nicht stolz sein auf den, dessen Namen sie trug —?

„Ja,“ bestätigte der kleine Doktor, „ich wüßte keinen besseren. Aber wie ich den guten Steffen kenne, wird er nichts davon haben als die Ehre. Immer dieselbe Geschichte: der eine sät, der andere erntet. — In diesen Dingen denkt er zu peinlich — pütscherig sagen wir zu Hause —“

Sie mußte lächeln über den seltsamen Ausdruck. „Haben Sie das auch erfahren —?“

Warnig nickte. „Ja, leider. Ich hab's versucht — mehr als einmal —, und immer vergebens. Gleich als ich meine Anstalt übernahm, hab' ich ihm das Anerbieten gemacht, zu mir zu kommen, mit mir zu arbeiten — nicht als meine Hilfskraft, mein Arzt etwa — nein, als mein Stellvertreter. Und warum hat er's nicht getan? Weil er sich nicht mit Bargeld beteiligen konnte! Weil er's als eine Gefälligkeit meinerseits empfand, als einen Freundschaftsdienst, den er nicht annehmen mochte! — Und davon war er nicht abzu-

bringen! Ist dabei geblieben —! Was sagt der Mensch dazu —!“

„Ja,“ bestätigte sie, „so ist er —! Das sieht ihm ähnlich! — Aber diesmal,“ — und ihre Stimme hob sich, klang fest, bestimmt — „diesmal darf es nicht geschehen —“

„Aber wie wollen Sie das verhindern —?“

„Ich denke, es handelt sich um nichts weiter als die nötigen Mittel —?“

„Allerdings. Nur um die Mittel —! Ist das Geld da, ist auch die Anstalt da. Er hat ja alles bis ins Kleinste ausgearbeitet. Man braucht nur eine geeignete Gegend zu suchen, einen geeigneten Platz und kann sofort anfangen, sofort mit dem Bau beginnen —!“

„Das meine ich eben —! Und das alles haben wir doch da draußen — so wie wir wohnen — im Wald und am Wasser. — Das paßt doch gerade, denk' ich — eine so hübsche, gesunde Gegend. Und wo der Grund und Boden uns gehört — wo wir das Land haben —“

„Aber das benutzen Sie doch selbst? Darauf steht doch Ihr Haus, soviel ich weiß —?“

„Ach, ringsherum ist soviel frei. Mein Bruder hat noch ein Teil, meine Schwester hat ihr Teil, und das liegt alles da — unbenutzt — eine Wildnis — ein halber Urwald —“

„Und Ihre Geschwister haben nicht die Absicht, Ihrem Beispiel zu folgen und sich ebenfalls draußen anzusiedeln?“

„O nein. Soviel ich weiß, denken Sie gar nicht daran. Sie haben wenigstens nie ein Wort fallen lassen. Und deshalb möchte ich gern mit meinem Bruder sprechen. Er könnte doch den Bau übernehmen, nicht wahr?“

„Aber gewiß. Ein sehr guter Gedanke. Und was soll ich dabei tun?“

„Sie kennen ihn doch auch. Er wohnt ja oben, ist Ihr Hauswirt. Wenn Sie nur die Güte haben wollen, mir zu helfen, ihm die Sache klarzulegen. Sie als Fachmann. Als Arzt. Ich bin ja nicht eingeweiht — verstehe nichts davon —“

„Sehr gern. Wenn Ihnen damit gedient ist. An mir soll es nicht fehlen. Ich stehe Ihnen zur Verfügung . . .“

„Ich danke Ihnen.“ Sie reichte ihm die Hand, und er nahm sie — mit leichter Verbeugung.

Er glaubte, sie habe ihr Anliegen vorgebracht, wollte sich verabschieden. Aber sie machte keine Anstalten, blieb ihm gegenüber sitzen — was wollte sie noch —?

„Hoffentlich gelingt es“, fuhr sie fort, „ich wäre so froh. — Aber wie Sie wissen — ich bin so unerfahren — ganz unerfahren — ich verstehe nichts davon — habe nie etwas davon verstanden — mir auch keine Mühe gegeben. — Das sehe ich jetzt ein — ja —. Und ich möchte meinem Mann so gern zur Seite stehen — ihm zur Hand gehen — wie Sie's nennen wollen — aber wie soll ich das machen — ich habe keine Gelegenheit — ich weiß es nicht — und da hab' ich an Sie gedacht — an seinen alten Freund — es ist ja für ihn — und deshalb bin ich hier —“

Er verneigte sich leicht, ein wenig spöttisch. „Sehr schön, gnädige Frau, daß Sie an mich gedacht haben, aber, Verzeihung, wie meinen Sie das —?“ Er verstand nicht, worauf sie hinauswollte.

Sie sah ihn voll an und sagte herzlich, bittend, flehentlich: „Sie sollen mir helfen — mich aufnehmen — ich will bei Ihnen lernen —“

Was wollte sie —? Er hatte wohl nicht recht gehört, legte die Hand ans Ohr, fragte noch einmal: „Was wollen Sie?“

Aber sie ließ sich nicht beirren, wiederholte: „Bei Ihnen lernen. Ich möchte bei Ihnen eintreten — in Ihre Anstalt — wenn Sie erlauben — wie jede andere — möchte von

Vorn anfängen — mich unerrichten — in der Krankenpflege — in allem, was nötig ist — was dazu gehört.“

„Aber — aber — gnädige Frau —!“

Marnitz beugte den Oberkörper vor, stemmte beide Arme auf die breiten, gepolsterten Lehnen, erhob sich mit einem Ruck und ging im Zimmer auf und ab.

Er war nicht leicht übercrascht, verlor nicht so schnell die Fassung — wahrhaftig nicht. Das gewöhnte man sich ab, je älter man wurde. Was erlebte man nicht alles — lieber Himmel! Dinge, auf die kein Mensch versiel, die keiner sich ausdenken, erfinden konnte! Was war alle Dichtung, alle Einbildung gegen die Wirklichkeit —! Armlieh. Kläglich. Nichts. Aber diesmal — er mußte sich gestehen — die Frau da — entweder war sie nicht bei sich — nicht bei Sinnen — oder eine Ausnahme — eine Seltenheit — ein Wunderwesen. Eine Närrin oder eine Heldin?

Sie wandte sich seitwärts, folgte ihm mit den Blicken. „Sie glauben mir nicht — trauen es mir nicht zu — nicht wahr?“

Nein, das tat er nicht — natürlich nicht. Wie sollte er —! Sie, ein Kind aus reichem Hause, eine Geheimrattstochter, verwöhnt, verhätschelt von Klein auf, die keine Not, keine Sorge kannte, von allem umgeben war, was die Welt bietet, das Herz nur begehren konnte, die nicht wußte, was Pflicht und Arbeit war — und sie wollte mit einemmal —? Töricht! Lächerlich!

Er verschwieg auch nicht, was er dachte. Sagte es offen und ehrlich.

Sie nickte, schien keine andere Antwort erwartet zu haben. „Das ist Ihre Meinung von mir — ja — Sie können auch keine andere haben. So, wie Sie mich kennen — wie ich bisher gelebt habe — es ist ja auch möglich, daß Sie recht haben — daß ich zu schwach, zu willenlos bin — oder unfähig — daß ich es nicht zustande bringe und verzage — ich weiß es nicht — das wird sich zeigen — aber ich möchte es doch versuchen — und ich will gewiß tun, was ich kann — was in meiner Kraft steht —“



Er blieb vor ihr stehen, kreuzte die Arme, sah auf sie nieder, behielt sie im Auge und sagte warnend, eindringlich: „Aber wissen Sie denn auch, was das heißt? Haben Sie sich überlegt, was von Ihnen verlangt wird?“

Sie rührte sich nicht, erwiderte schlicht, einfach, ernst: „Weicht ist es nicht — das kann ich mir wohl denken —“

Er ging vor ihr auf und ab, sprach auf sie ein: „Es ist sogar schwer — sehr schwer, auf mein Wort! Für jedes junge Mädchen — jede junge Frau, die sich dazu entschließt. Und doppelt schwer für eine Dame wie Sie, die —“, er suchte nach Worten, die das Rechte trafen, ohne ihr doch weh zu tun, „— für eine Dame, die gar nicht darauf vorbereitet ist — die einem solchen Beruf fernsteht — gänzlich fernsteht. Ich muß Ihnen das sagen — ich fühle mich dazu verpflichtet — damit Sie sich keine falschen Vorstellungen machen, sich von vornherein klar sind. Denn wenn Sie wirklich entschlossen sind und bei Ihrem Entschluß bleiben, müssen Sie dasselbe tun, dasselbe leisten, haben dieselben Obliegenheiten wie alle anderen. Sie sind nicht mehr und nicht weniger, stehen sozusagen in Reih- und Glied. Braendeine

Erleichterung oder Bevorzugung dürfen Sie nicht beanspruchen, eine Sonder- und Ausnahmestellung kann ich Ihnen nicht einräumen. Das wäre eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen, die ich nicht verantworten kann. Und werden Sie begreifen —“ Er hatte ganz kühl gesprochen, fast scharf, geschäftlich.

Aber sie ließ sich nicht abschrecken. „Ich verlange auch keine Bevorzugung — keine Ausnahmestellung — im Gegenteil — ich möchte Sie bitten — mich zu behandeln wie eine Fremde, mich in keiner Weise zu schonen —.“

„Gut. Darin wären wir also einig. Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen ein Bild zu machen — ein Bild von dem Leben, das sie erwartet. Wenn Sie freundlichst zuhören wollen. — Von dem Augenblick an, wo Sie bei mir eintreten, hört jede Selbständigkeit, jede Freiheit auf, die Sie bisher genossen haben. Sie können nicht mehr tun und lassen, was Ihnen beliebt, kommen und gehen, wie es Ihnen paßt, Sie haben nicht mehr über sich zu bestimmen, sondern sich unterzuordnen und sich den Vorschriften des Hauses unbedingt zu fügen —“

„Gut“, sagte sie.

„Sie können auch insofern keine Vergünstigung erfahren, daß Sie etwa für sich wohnen oder sich selbst beschäftigen. Das kann ich Ihnen nicht gestatten. Sie müssen in der Anstalt bleiben, natürlich auch schlafen und dürfen sie nur mit besonderer Erlaubnis verlassen. Die Oberin wird Ihnen

auch kein eigenes Zimmer anweisen können, Sie werden einen Raum mit einer anderen Schwester teilen müssen.“

„Gut“, sagte sie wieder.

„Was Sie im einzelnen zu tun haben, das ergibt sich ja von selbst, das werden Sie sich allein sagen können. Immer bereit sein, ist die Hauptsache. Tag und Nacht. Ganz gleich. Ein Vorteil ist es, daß Sie nicht mit Schwerkranken zu tun haben — wenigstens nicht mit Schwerkranken in gewöhnlichem Sinn —, sondern meist nur mit Erholungsbedürftigen, Erschöpften, mit Nerven- und Gemütsleidenden. Aber Sie werden trotzdem Ihre liebe Not haben. Mit Damen umzugehen, die Nerven haben, ist im allgemeinen kein Vergnügen. Viel Ruhe bekommen Sie nicht — das kann ich Ihnen im voraus sagen —“

„Gut“, wiederholte Erika.

Während Marnitz sprach, warf er ihr ab und an forschende Blicke zu. Um in ihren Zügen zu lesen, was sie dachte, wie seine Worte auf sie wirkten. Und absichtlich hatte er seine Schilderung nicht rosig gefärbt, absichtlich grau in grau gemalt. Um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie abzuschrecken.

Aber sie blieb ruhig, unbeweglich, unerschütterlich. Hatte zu allem, was er sagte, nur die Antwort: „Gut —!“

Er verstand es nicht, schüttelte den Kopf, blieb wieder vor ihr stehen. „Also trotzdem — trotz alledem wollen Sie es versuchen —?“

Ein festes, entschiedenes „Ja“.

Das war denn doch —! Er setzte sich ihr wieder gegenüber, legte beide Hände auf die Knie, sah sie an, voll Staunen, voll Bewunderung. „Aber liebe, gnädige Frau — ich bitte Sie um alles in der Welt — muß es denn sein —?“

Sie hielt seinen Blick aus. Entgegnete kurz, bestimmt: „Es muß sein!“

„Und warum —?“

Sie wandte den Kopf, sah beiseite, preßte die Lippen aufeinander, gab keine Antwort.

Er lehnte sich zurück, hob die Hand, betrachtete angelegentlich seine Fingerspitzen. „Verzeihen Sie die Frage — ich habe nicht die Absicht, mich in Ihre Geheimnisse zu drängen — das werden Sie mir wohl glauben —, aber wenn jemand in Ihren Verhältnissen — besonders eine Dame — einen solchen Entschluß faßt — einen immerhin seltsamen Entschluß, wie Sie mir zugeben werden — und da ich die Verantwortung übernehme — eine Verantwortung, die nicht gering ist — wie Sie mir ebenfalls zugeben werden — so begreife Sie wohl, wenn ich mich nach den Gründen erkundige, die Sie veranlassen können . . . denn es müssen doch sehr wichtige, sehr zwingende Gründe sein — nicht wahr —?“

(Fortsetzung folgt.)

# Das Naturdenkmal.

Eine Waldgeschichte von Hans Winded.

Der Gutsbesitzer Winter saß vor seinem Hauptbuch. Aber er rechnete nicht, sondern hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte vor sich hin, als ihm seine Tochter Herta das Frühstück brachte.

„Was ist dir, Vater?“ fragte sie besorgt. „Ach, Kind, frag nicht! Du weißt es ja selbst. In den nächsten Tagen sind drei Wechsel fällig für die Kredite, die wir erhalten haben. Heute ist mir noch die letzte Hypothek gekündigt.“ — „Könntest du nicht eine neue, größere aufnehmen? Unser Neuhof ist doch noch nicht so hoch belastet.“

„Nein, mein Kind, aber ich kann schon jetzt nicht mehr die Zinsen und Betriebskosten rauswirtschaften. Es wird mir nichts weiter übrig bleiben, als den Gallwald zu verkaufen.“

„Den Gallwald verkaufen?“ wiederholte Herta tonlos. „Das kann nicht dein Ernst sein, Vater.“ — „Meinst du, daß mir der Entschluß leicht fällt? Es ist meine einzige Rettung.“

Der Gallwald war zwar nur 200 Morgen groß, aber er stand auf schwerem Lehmboden und war ein Stückchen Urwald geworden, den schon seit Generationen keine Axt berührt hatte. Uralte Eichen und Buchen mit einzelnen Fichten untermischt. Die Baumriesen bis zum Wipfel mit Efeu bekrant. Ein üppiges Unterholz bildete ein undurchdringliches Dickicht. Ein Tierparadies! Nur ab und zu schoß Winter auf Anstand einen Küchenhasen oder einen Kümmerer von Bod. Der Wald war das Schmuckstück des Gutes.

Herta weinte still vor sich hin, während ihr der Vater vorrechnete, daß ihm kein anderes Mittel zur Rettung übrig bliebe. Er habe schon seit acht Tagen von der Kündigung der Hypothek gewußt und sich in der Stadt die Haken abgelaufen, um eine neue zu finden.

„Ich hänge ebenso wie du an dem Stückchen Wald, aber es ist totes Kapital, das keine Zinsen bringt. Wenn ich ihn umlege und zu Geld mache, bezahle ich nicht nur meine Schulden, sondern behalte noch ein Stück Geld übrig und gewinne 200 Morgen vorzügliches Ackerland.“

„Den ganzen Wald willst du runterschlagen?“ — „Wenn schon — denn schon! Zwanzig Morgen will ich als Park stehen lassen.“ — „Könntest du nicht einen Käufer finden, der für Neuhof des Waldes wegen einen Liebhaberpreis zahlt?“ — „Ja, um den Wald sofort abzuholzen und den Verdienst einzustreichen! Nein, da will ich mich doch lieber selbst gesund machen und Neuhof behalten.“

Am Nachmittag, als Winter zur Stadt gefahren war, kam der Forstassessor Ziehmann, den er gebeten hatte, den Wald abzuschätzen. Herta empfing den jungen Grünrod, mit dem sie schon einige Male in Gesellschaft zusammengetroffen war, mit eisiger Miene. „Also, Sie wollen meinem Vater helfen, unsern lieben Gallwald zu vernichten?“ — „Nein, mein Fräulein, ich habe nur den Auftrag, ihn abzuschätzen. Ich würde es aufs tiefste bedauern, wenn dies prächtige Naturdenkmal, das soviel Gefühlswerte für Sie besitzt, zerstört würde. Kann Ihr Vater das nicht vermeiden?“

Hertas Gesicht hatte sich aufgehellt. Aber sie zuckte die Achseln. „Die letzte Hypothek ist ihm gekündigt. Er sieht keinen anderen Ausweg.“ — „Na, vielleicht findet sich doch noch einer.“

Der letzte Satz klang in Herta wider und tröstete sie, als der Assessor weggegangen war. Er hatte dabei so eigentümlich gelächelt. Gegen Abend kam der Vater heim. Er war in froher Stimmung. „Ich habe schon ein Angebot, habe aber noch an zwei große Holzfirmen geschrieben und um den Besuch eines Sachverständigen gebeten. Ist der Forstassessor gekommen?“

„Ja, er ist noch im Walde.“

„Dann wollen wir mit dem Abendbrot auf ihn warten. Stell' auch 'ne Flasche Rotspohn warm.“

„So üppig, Vater?“

„Was soll das schlechte Leben nutzen? Lieber gut und zehn Jahre länger! Seitdem ich mir den Entschluß abgerungen habe, weiß ich, daß ich meine Sorgen los werde. Und du wirst eine gute Partie. Nicht reich, aber klogig wohlhabend.“

„Vater, mir scheint, du hast schon eine Flasche Rotspohn intus.“

Beim Abendbrot fragte Herta den Assessor, wie ihm der Wald gefallen habe.

„Gefallen?“ erwiderte er. „Das ist gar kein Ausdruck dafür. Ich habe gestaunt und bewundert. Das sind ja Urwaldriesen. Das sind Naturdenkmäler, die nicht vernichtet

werden dürfen.“ — „Rot bricht Eisen“ warf der Hausherr ein. — „Aber nicht diese Baumpracht!“ erwiderte der Assessor energisch. Herta nickte dem Grünrod mit ausleuchtenden Augen zu, während Winter gereizt fragte: „Wer soll mich daran hindern?“ — „Der Staat, der die Pflicht hat, solche Naturdenkmäler zu schützen und zu erhalten.“

„Auch, wenn der Besitzer darüber zugrunde geht?“

„Der Herr Assessor meinte vorhin, es würde sich noch ein Ausweg finden lassen“, warf Herta ein.

„Sowohl, darf ich mir erlauben, Ihnen, Herr Winter, nachher einen Vorschlag zu machen?“

Zu ihrem Bedauern wurde Herta zu der Besprechung, die ziemlich lange dauerte, nicht zugezogen. Ja, der Vater schwieg sich aus und sagte ihr nichts. Aber am nächsten Morgen hörte sie, wie er durch den Fernsprecher zwei Depeschen an die Holzfirmen aufgab und damit sein Verkaufsangebot zurückzog. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht verbreitet, daß Winter seinen Gallwald abholzen wollte. Von weither kamen Kaufangebote, Handwerker erschienen, um einen oder mehrere Stämme zu kaufen.

Der Assessor erschien schon am nächsten Tage mit sechs Holzschlägern. Herta empfing ihn mit der bösen Frage: „Sie wollen also doch unsern Gallwald niederschlagen?“

„Nein, mein Fräulein, nur durchforsten. Die Bäume stehen zu dicht und schädigen sich gegenseitig. Manche sind schon eingegangen und zusammengebrochen, viele stehen vor derselben Gefahr. Denen will ich Licht und Raum schaffen.“

Schon vor dem ersten Verkaufstermin der gefällten und ausgerückten Stämme, der mehrere tausend Mark brachte, hatte der Vater die Wechsel und die Hypothek bezahlt. Von wem hatte er das Geld? Auf vieles Bitten erwiderte er: „Von der Bank.“

Der Assessor war nun täglicher Gast im Hause. Herta fühlte bald, daß er sich um ihre Reizung bewarb. Auch bei ihr gefellte sich zu der Dankbarkeit, die sie ihm für die Erhaltung des Gallwaldes schuldete, ein wärmeres Gefühl. Aber würde der Vater damit einverstanden sein? Sein Schwiegersohn mußte doch Landwirt sein, um Neuhof zu übernehmen.

In der duftenden Jasminlaube tat der Assessor wenige Monate später die Frage, die Herta nicht überraschte. Vertrauensvoll reichte sie ihm ihre Hand und ließ sich an seine Brust ziehen. Die erfreute Miene, die der Vater bei diesem Ereignis zeigte, ließ ihr ein Licht aufgehen. „Du hast dem Vater das Kapital geliehen!“

„Ja, mein Schatz. Erstens konnte ich es als Forstmann nicht zugeben, daß dieser Prachtwald vernichtet würde, und zweitens war es mir ein Herzensbedürfnis, dir den Kummer zu ersparen.“

„Aber wenn der Vater nicht mehr wirtschaften kann?“

„Ich habe bereits meinen Abschied eingereicht und übernehme Neuhof. Wird es dir auch nicht unangenehm sein einen Wirtschaftsleuten zu heiraten?“

## Der Totengräber.

Von Maxim Gorki.

Als ich dem Kirchhofswächter Bodriagin die langersehnte Harmonika schenkte, preßte er — er war einäugig und struppig — seine Rechte fest aufs Herz, schloß freudestrahlend sein einziges, gutes — und manchmal unheimliches — Auge und sagte:

„Ach — ah...“

Vor Aufregung bekam er kaum Luft, schüttelte den tahlen Kopf und brachte dann mit einem Atemstoß heraus:

„Wenn Sie mal sterben, Lezej Maximitsch, ah, wie ich aber für Sie sorgen will!“

Er nahm seine Harmonika sogar mit, wenn er Gräber auszuheben hatte, und wenn er von der Arbeit müde war, spielte er sich mit Genuß leise eine Polka. Er nannte sie manchmal mit französischem Akzent „Train-blanc“, sonst aber auch „Dred-Brand“. Das war das einzige Stück, das er spielen konnte.

Einmal spielte er sogar, während ganz in seiner Nähe der Priester einen Totensegen hielt. Als die Zeremonie zu Ende war, rief dieser Bodriagin herbei und schnauzte ihn an:

„Du beleidigst ja die Verstorbenen, du Vieh!“

Bodriagin beklagte sich mir gegenüber:

„Das war ja natürlich nicht schön von mir getan, aber immerhin, wie kann er denn wissen, was einen Toten kränkt?“

Nach seiner Ueberzeugung gab es keine Hölle. Die Seelen der guten Menschen fliegen eben nach dem leiblichen Tode in das „reine“ Paradies, die Seelen der Sünder dagegen bleiben in Leibe und wohnen in den Gräbern, bis der Leib der Kränkt verfällt.

„Dann haucht die Erde die Seele aus, in den Wind, und der Wind zerweht sie in den süßlosen Staub.“

Als man die Leiche der kleinen sechsjährigen Nikolajewna, die ich sehr gern gehabt, dem Grabe übergeben hatte und alle anderen den Kirchhof verlassen hatten, bemühte sich Kostja Bodriagin, der gerade den Lehmhügel des Grabes mit der Schaufel glättete, mich zu trösten.

„Sei nicht traurig, Freund! Wer weiß, vielleicht spricht man auf jener Welt mit anderen Worten, besser als wir, froher. Vielleicht spricht man aber auch gar nicht und spielt nur „Violoncello“.“

Musik liebte er wie närrisch und konnte in der bedenktlichsten Weise alles andere darüber vergessen. Wenn er in der Ferne die Klänge einer Militärkapelle hörte oder einen Violoncellisten oder ein Klavier, dann wurde er sofort ganz Ohr, reckte den Hals in der Richtung, aus der die Töne kamen, legte die Hände auf den Rücken und blieb wie angewurzelt stehen; dabei riß er sein dunkles Auge weit auf, als hörte er mit ihm. Das geschah manchmal mitten auf der Straße; zweimal riß ihn ein Pferd um und oft zogen ihm die Droschkentreiber eins mit der Knote über, wenn er wie verzückt da stand, ohne ihre warnenden Zurufe zu hören, ohne die Gefahr zu bemerken.

Er suchte das zu erklären:  
„Wenn ich Musik höre, ist mir immer so, als laufe ich auf den Grund des Flusses hinab.“

Er hatte ein Verhältnis mit der Kirchhofsbettlerin Sorozina, einem ewig betrunkenen Weibsbilde, das etwa fünfzehn Jahre älter war als er. Er selbst war an die vierzig.

„Weshalb läßt du dich mit dieser Person ein?“ fragte ich ihn.

„Ja — wer tut ihr denn je etwas Gutes? Doch niemand außer mir. Ich mache gern denen eine Freude, die so gar keine mehr haben! Ich selber habe doch keinerlei Kummer, da versuche ich eben, fremden Jammer zu stillen.“

Wir führten dieses Gespräch unter einer Birke stehend, während gerade ein unerwarteter Juniplazregen niederrauschte.

Kostja wand und drehte sich mit Genuß unter den auf seinen kalten edigen Schädel niederprasselnden Tropfen und murmelte: „Ich habe das so gern, wenn mein Wort eine Träne trocken kann.“

Er litt anscheinend an Magentrebs, sein Atem war faulig wie Leichengeruch, er konnte nichts essen, hatte dauernd Erbrechen. Aber er arbeitete wacker und lief immer vergnügt auf dem Kirchhof herum. Er starb eines Tages beim Kartenspiel, als er gerade mit dem anderen Kirchhofswächter „Schaufel“ spielte.

(Mit besonderer Genehmigung des Malik-Verlages, Berlin, der die gesammelten Werke von Maxim Gorki herausgibt, dem Bande „Erlebnisse und Begegnungen“ entnommen.)

## Die Duplizität der Fälle.

Das Sprichwort „Ein Unglück kommt selten allein“ könnte man auch auf das Glück abwandeln. Zwei Pariser Damen, die bisher in ärmlichen Verhältnissen lebten, wurden plötzlich durch die unverhoffte Erbschaft verheirateter, amerikanischer Verwandten in freudige Erregung versetzt. Da die Erbschaft 10 Millionen Dollar betrug, waren die beiden Damen in die Lage versetzt, ihre Lebensführung auf das Luxusreichste umzugestalten, doch nicht genug mit diesem Reichtum; vor kurzer Zeit erhielten sie die Nachricht, daß eine Rusine in Australien einen tödlichen Autounfall erlitten habe, der sie abermals zu Erbinnen von 7 Millionen Dollar machte, so daß sie jetzt im Gesamtbesitz des Riesenvermögens von 17 Millionen Dollar sind.

## Kant-Anekdoten.

(Nachdruck verboten.)

Nach Kants Tode wurde in seiner Wohnung ein Kaffeehaus errichtet, was zu lebhaften Erörterungen Anlaß gab. Ein poetischer Einspruch lautete folgendermaßen:

„Kants Heiligtum ein Tummelplatz?

Oh, welcher Wechsel in der Welt!

Statt Büchern brauner Kaffeefas,

Statt Geistesreichtums schändes Geld!

Wo müßig jetzt Tabak man raucht,

Hat er der Weisheit Glut gebraucht,

Und tief sie fern andern eingehaucht!“

Die Wände von Kants Zimmern waren übrigens von ihm selbst und seinen Freunden schon gut angeraucht. Als der Kriegsrat Scheffner einst mit den Fingern darüberfuhr und der weiße Grund sichtbar wurde, äußerte Kant:

„Freund, warum wollen Sie den Alttertumsrost zerstören?“

Theoretisch verurteilte Kant den Tabakgenuß, jedenfalls noch 1798 in seiner Anthropologie. Dort heißt es: „Das gemeinste Mittel, die Sinnesempfindungen zu reizen, ist der Tabak, sei es, ihn zu schnupfen oder durch eine Pfeife oder einen Zigarro zu rauchen.“ Praktisch rauchte er täglich eine Tonpfeife, wobei er in der Zerstretheit einmal den Finger einer ihm besuchenden Dame als Stopfer benutzt haben soll. Den Wochenbedarf von Tonpfeifen machte ihm sein guter Freund stets fertig. Als der

Freund gestorben war, schrieb Kant einen Zettel für seinen Diener: „Von nun an auch die Pfeifen stopfen!“

## Aus unserem Raritätenkasten.

827.

Der im 17. Jahrhundert lebende deutsche Nationalökonom und Chemiker Johann Joachim Becher behauptete, auf einer Reise durch Schottland Gänse gesehen zu haben, welche ihre Eier dadurch ausbrüteten, daß sie mit einem Fuß darauf standen.

828.

Als Edison im Jahre 1877 seinen Phonographen der Pariser Akademie demonstrierte, begegnete er in dem Akademiker Bouillaud einem hartnäckigen Zweifler. Dieser Gelehrte sprach nach Anhörung der Sprechmaschine die Vermutung aus, daß Edison zweifellos ein sehr geschickter Bauhändler sei.

829.

Nach einem Bericht des Geschichtsschreibers Herodot wurde die Cheops-Pyramide von 100 000 Sklaven in einem Zeitraum von 20 Jahren erbaut. Sie ist 145 Meter hoch und bedeckt eine Grundfläche von 54 000 Quadratmetern. Moderne Ingenieure haben berechnet, daß bei Gebrauch der gegenwärtigen technischen Hilfsmittel 500 Arbeiter genügen würden, um den Bau in neun Monaten fertigzustellen.

830.

Miniatur heißt auf deutsch „Mennigmalerei“, da man ursprünglich nur rote Mennigfarbe dazu verwandte.

831.

Das Milchstraßensystem hat einen Durchmesser von etwa 50 000 bis 60 000 Lichtjahren.

832.

600 Millionen Milzbrandbakterien finden in einem Nadelöhr Platz, und jedes einzelne dieser primitiven Wesen besteht aus 1 bis 2 Millionen Atomen.

833.

Die Bewegungen aller Körperteile werden von bestimmten Zentren im Gehirn aus geleitet; nur die Reflexbewegungen haben ihren Ursprung im Rückenmark.

834.

Der französische Abbe Baramelle war als Quellenfinder sehr erfolgreich. In den 64 Jahren seines Lebens hat er 10 275 Quellenangaben gemacht, von denen 9000 zur Ausführung gekommen sind.

835.

Wenig bekannt dürfte sein, daß nur jene Mückenweibchen Mütter werden, die mindestens einmal vom Menschenblut genippt haben. Mit Honig kann man sie zwar auch am Leben erhalten, aber sie bleiben unfruchtbar. Die Männchen saugen nie Blut, sie führen in Schwärmen, die aus Hunderten von Einzelindividuen bestehen, alle möglichen Tanzbewegungen in unermüdlicher und besinnungsloser Bewegung aus.

836.

1525 erschien in Rostock das erste plattdeutsche Gesangbuch.

837.

Spanien ist das Land der Raucher. Ueberall wird geraucht, nur in der Kirche nicht. Jeder Spanier, der sich im besonderen Auftrage politisch betätigt, erhält auch außer der Reiseentschädigung eine Rauchentschädigung. Es wird in Spanien in der Desfentlichkeit mehr geraucht als zu Hause.

## Fröhliche Ecke.

**Liebermann zieht parterre.**

Eines Tages erschien im Atelier des Professors Max Liebermann ein schlächterer, junger Mensch, der den Meister errötend um Verzeihung anflehte, daß er die Kühnheit besessen habe, bei ihm unaufgefordert zu erscheinen und stammelnd den großen Maler um ein Autogramm bat. Liebermann, der an diesem Vormittag außerordentlich gnädig gestimmt war, gefiel der junge Mann, und da er sich im Verlaufe eines kurzen Gesprächs als ein wirklicher Kunstkenner entpuppte, schlug er ihm seine Bitte nicht ab und setzte in ein mitgebrachtes Buch seinen Namenszug. Unter vielen Verbeugungen schied der junge Mann, und Liebermann begleitete ihn bis zur Treppe. Da aber wollte es das Unglück, daß der Besucher bei einer seiner zahlreichen Verneigungen ausrutschte, fehltrat und mit Donnergepolter etliche Stufen rücklings herabstolperte.

Völlig verwirrt und mit schmerzender Kehrseite erhob sich der junge Mann und blickte verlegen zu Liebermann empor.

Der aber lagte nur gutmütig und meinte: „Na, lassen Sie mal jut sein, junger Mann. Zu Weihnachten zieh ich parterre!“

Stimme am Telephon: „Halloh, Herr Doktor, meine Frau hat sich den Kiefer ausgerenkt. Sie kann nicht sprechen und nicht essen. Wenn Sie im Laufe der Woche vorbeikommen, wollen Sie mal nach ihr sehen?“

Lehrer: „Wann ist Rom gebaut worden?“

Junge: „Bei Nacht.“

Lehrer: „Wer sagt das?“

Junge: „Sie! Sie sagten, Rom wäre nicht an einem Tage gebaut worden.“